

Piotr **Gursztyn**

Der vergessene **Völkermord**



Das Massaker von Wola in Warschau 1944

be.bra
wissenschaft verlag

 Pilecki
Institut


Museum II Wojny Światowej

Der vergessene **Völkermord**

Piotr Gursztyn

Der vergessene **Völkermord**

Das Massaker von Wola in Warschau 1944

Aus dem Polnischen übersetzt von Bernard Wiaderny

be.bra
wissenschaft verlag

 **Pilecki
Institut**


Muzeum II Wojny Swiatowej

Dieses Buch erschien zuerst in polnischer Sprache unter dem Titel »Rzeź Woli. Zbrodnia nierozliczona«, Warschau 2014.

Der Druck der deutschen Ausgabe wurde gefördert vom Museum des Zweiten Weltkriegs in Gdańsk.

Die Übersetzung wurde finanziert vom Pilecki Institut in Warschau.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos,
in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© Museum des Zweiten Weltkriegs, Pilecki Institut, Piotr Gursztyn

© be.bra wissenschaft verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2019

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Umschlaggestaltung: Kreacja Pro, Warszawa

Satzbild: Friedrich, Berlin

Schrift: Minion Pro 10/14 pt

Druck und Bindung: Multiprint, Kostinbrod

ISBN 978-83-66340-04-6 (Polen)

ISBN 978-3-95410-098-9 (Deutschland)

www.bebra-wissenschaft.de

Inhalt

7	Vorwort zur deutschen Ausgabe
9	Vorwort
13	Wola in der Vorkriegszeit
19	Krieg und Besatzung
34	Die ersten Tage des Aufstands
60	Samstag, 5. August
150	Sonntag, 6. August
174	Montag, 7. August
183	Die folgenden Tage
210	Hätte die AK das Massaker verhindern können?
217	Die Überlebenden
247	Die Opfer
265	Die Täter
303	Ein vergessenes Verbrechen
318	Statt eines Nachworts
320	Anmerkungen
345	Bibliographie
350	Bildnachweis
351	Der Autor

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Wenn die Polen über sich selbst nachdenken, stellen sie oft fest, dass sie sich sehr auf die Geschichte ihrer Nation konzentrieren. Sie glauben, dass Geschichte für sie wichtig ist. Oft so wichtig, dass sie ihnen Gegenwart und Zukunft verdeckt. Dieses Stereotyp ist auch Ausländern nicht unbekannt, die ihre Meinungen zu Polen und den Polen sagen.

In der Tat ist Geschichte für die Polen wichtig. Das eingangs beschriebene Autostereotyp entspricht jedoch nicht der Wahrheit. Das Massaker von Wola, einem Stadtteil der polnischen Hauptstadt, liefert ein Beispiel dafür. Es handelt sich um ein außergewöhnliches Ereignis, selbst vor dem Hintergrund der schwierigen Geschichte der Polen. Innerhalb weniger Tage wurden mehrere tausend Menschen ermordet – fast ausnahmslos Zivilisten. Die meisten von ihnen waren Frauen, Kinder und Greise. Das Verbrechen fand in der Hauptstadt statt. Die Täter verbargen es nicht. In späteren Jahren – als Polen von Kommunisten regiert wurde – verbot die staatliche Zensur die Beschäftigung mit diesem Thema nicht: Von Zeit zu Zeit erschienen in der Nachkriegszeit Erinnerungen und Berichte. Trotzdem wurde dieses singuläre Ereignis – singulär in der polnischen Geschichte und (abgesehen vom Holocaust) im Vergleich zu den Verbrechen, die im Zweiten Weltkrieg an der Zivilbevölkerung im besetzten Europa begangen wurden – von der Öffentlichkeit ignoriert. So geschah es sowohl in Polen als auch im Ausland. Mein Buch ist nicht nur eine Beschreibung von Ereignissen, sondern auch ein Versuch, die Frage nach diesem erstaunlichen Phänomen des Vergessens und Verdrängens zu beantworten.

Im heutigen Polen interessieren sich Menschen, die viele Jahre nach dem Krieg geboren wurden, zunehmend für die Tragödie von Wola – ein Zeichen des Respekts und dafür, dass sie das Vergessen verweigern, und ein Zeichen des aufrichtigen Mitgefühls. Auch der von ihnen geäußerte Wunsch nach einer zumindest partiellen Wiedergutmachung muss erwähnt werden – die Verantwortlichen für

dieses Verbrechen sind ja nicht bestraft worden und ihre Opfer blieben lange Jahre auf sich allein gestellt. Kaum einer erinnerte an die Ermordeten, und denen, die auf wundersame Weise überlebten, half kaum jemand.

Wir stehen jedoch erst am Anfang des Weges, würdevoll an das Verbrechen vom August 1944 zu erinnern. Ich vermute, dass die Lektüre dieses Buches für den deutschen Leser nicht einfach sein wird. So aber ist es geschehen. Ich hoffe, dass der deutsche Leser dank dieser Arbeit Polen und die Polen besser verstehen wird. Ignoranz und Verschweigen dienen den guten Beziehungen zwischen den Nachbarn nicht. Das Thema ist schwierig und schmerzhaft, aber gerade deshalb ist es besser, darüber zu reden, als weiterhin zu schweigen.

Vorwort

»Warschau muss dem Erdboden gleichgemacht werden, der Aufstand muss rücksichtslos unterdrückt werden.«

Befehl Hitlers, nachdem er die Nachricht über den Ausbruch des Aufstands erhalten hatte

»Wir haben alles vergessen.«

Stanisław Wyspiański, »Hochzeit« (»Wesele«)

»Aus einem Maschinengewehr eröffneten die Deutschen das Feuer auf unsere zusammengedrängte Gruppe. Nachdem die erste Salve verklungen war, begannen (...) die Verwundeten aufzustehen – dann warfen die Deutschen Handgranaten in die Menge. Ich sah, wie einer schwangeren Frau, die am Bauch verwundet war, das Kind herausglitt und wie ein Deutscher sich näherte. Er nahm das lebende Kind, legte es auf irgendein Stück Eisen und stach es mit Drähten. Ich kam zusammen mit meinen Kindern an die Toilettenwand. Mein Sohn wurde bei der ersten Salve schwer am Hinterkopf verwundet. Ich wurde durch eine Granate an beiden Beinen und am Bauch verwundet. Meine Tochter wurde durch eine Granate an den Beinen, am Schädel, am Bauch und an den Brüsten verletzt. Als alle in der Gruppe zu Boden fielen, schossen die (...) Deutschen auf die Verwundeten, die aufgestanden waren oder sich bewegt hatten. Bis zum Einbruch der Dunkelheit näherten sich die Deutschen den Liegenden, zielten auf die, die sich bewegten, witzelten und lachten dabei, besonders wenn ein Verletzter getroffen wurde.«¹

Dies ist ein Fragment eines Berichts über Ereignisse, die sich vor siebzig Jahren in einer europäischen Millionenstadt abgespielt haben. Mehrere Zeugnisse mit ähnlich drastischen Beschreibungen sind erhalten geblieben. Trotzdem ist das Massaker, von dem hier die Rede ist – das Massaker von Wola – fast vergessen und kaum jemandem bekannt.

In den letzten Jahren wurden in Polen aufschlussreiche und notwendige Bücher über die erschütternden Grausamkeiten veröffentlicht, die während des letzten Jahrhunderts in verschiedenen Teilen der Welt begangen wurden. Es erschie-

nen Arbeiten über den Holocaust und andere Verbrechen Nazi-Deutschlands oder der kommunistischen Regimes; dabei wurden verschiedene Ausprägungen dieser verbrecherischen Ideologien berücksichtigt. Und es wurden weniger bekannte, aber genauso abscheuliche Verbrechen beschrieben. So wurde eine Publikation ins Polnische übersetzt, die den Völkermord an der indigenen Bevölkerung des Kongos beschreibt, eines Landes, das als eine Kolonie des belgischen Königs Leopold bezeichnet werden kann. Publiziert wurde eine Arbeit über die Vernichtungsfeldzüge, die auf dem Gebiet des heutigen Namibias durch die deutschen Kolonisatoren stattfanden, ebenfalls eine über den Völkermord an den Armeniern. Schließlich erschien ein Buch über das Massaker von Nankin, bei welchem 1937 die japanische Armee mehrere hunderttausend Bewohner dieser großen chinesischen Stadt ermordet hatte.

Insbesondere das Erscheinen des letztgenannten Buches machte mir schlagartig bewusst, dass es für polnische Leser keine Monographie, auch keine in populärer Form gehaltene, gibt, die ein ähnliches Verbrechen – und so muss der Mord an mehreren zehntausend Bewohnern des Warschauer Stadtteils Wola bewertet werden – beschrieben hätte. Bis zum heutigen Tag existierte kein Buch über die Tatsache, dass inmitten Europas, in einer seiner Metropolen, auf bestialische Weise tausende Frauen, Kinder und andere Zivilisten getötet wurden.

Neben dem Holocaust stellt das Massaker von Wola das größte Kriegsverbrechen – das auch alle Merkmale eines Völkermordes trägt – dar, das auf polnischem Boden begangen wurde. Laut verschiedenen Schätzungen wurden auf dem kleinen Terrain eines Stadtteils innerhalb von wenigen Tagen zwischen 30.000 und 60.000 wehrlose Menschen ermordet. In Bezug auf die Zahl der Opfer wird diese Hekatombe – das Massaker von Wola – nur durch das Massaker in Wolhynien² »überboten«. Bezogen auf den Zweiten Weltkrieg und eingedenk der Tatsache, dass es sich bei Wola um einen Stadtteil der polnischen Hauptstadt handelte, muss konstatiert werden, dass es ein vergleichbares Ereignis in der Geschichte Polens nicht gab. Und das gilt nicht nur für die Zeit des Zweiten Weltkriegs – es handelt sich hier um das größte Massaker, das die Polen während ihrer gesamten schriftlich dokumentierten Geschichte traf. Wenn man seine Dimension bezogen auf den Zweiten Weltkrieg in Europa betrachtet, muss das Massaker als größtes Verbrechen dieser Art betrachtet werden. Am stärksten jedoch überrascht und verwundert die Tatsache, dass es bis heute unbestraft und ungesühnt geblieben ist.

Schlimmer noch: Das Wissen über das Massaker von Wola ist sogar in Polen und selbst in Warschau nicht gegenwärtig. Zwar erfuhren im Laufe der letzten Dekade immer mehr Menschen von der Tragödie von Wola, was wahrscheinlich der Gründung des Museums des Warschauer Aufstands und seiner spektakulären Popularität zu verdanken ist. Trotzdem liegt ein allgemeines Wissen über diese Tragödie in Polen und in der Welt noch in weiter Ferne. Zeitungen haben zwar erschütternde Schilderungen des Massakers gedruckt – dies geschieht meist zu runden Jahrestagen des Warschauer Aufstands –, das Bewusstsein für dieses Ereignis beschränkt sich jedoch auf Milieus, die man als elitär bezeichnen kann. Was bislang zur Ehrung der Opfer unternommen wurde, ist beschämend angesichts dessen, was sie erfahren müssten. Eine solche Ehrung beschränkt sich auf die relativ kleine Gruppe gesellschaftlich aktiver Menschen, Familienmitglieder der Opfer, eine Handvoll Vertreter der örtlichen Selbstverwaltung. Kein Politiker aus Deutschland kniete oder entschuldigte sich vor dem bescheidenen kleinen Mahnmal, das an das Massaker erinnert. Man kann fast sicher sein, dass deutsche Politiker noch nie von diesem Verbrechen gehört haben.

Wenn selbst Polen das schrecklichste Verbrechen, das es erlitten hat, nicht kennt und sich dessen nicht erinnert, warum sollte die Welt es tun?

Die Geschichte der ermordeten Bewohner von Wola, der meist armen, einfachen und weniger gebildeten Menschen, ist bewegend. Es ist eine Geschichte von Menschen, die angesichts des Todes fähig waren, ihre Würde und Menschlichkeit zu wahren. Sie setzten ihr Leben aufs Spiel, indem sie an der Seite ihrer Nächsten, Nachbarn und Freunde blieben. Oft halfen sie, auch unter Todesgefahr, völlig Fremden. Sterben wollten sie nicht. Es handelte sich hier nicht um Soldaten, die Menschen entstammen der Bevölkerung, aber ihre Haltung und ihr Kampf um das Überleben waren in jedem Fall heroisch. Viele von ihnen waren Helden.

Die Geschichte von Wola ist auch eine Geschichte von Menschen, die die Hölle durchlebt haben, denen es aber gelang, aufzustehen und sich wieder ein Leben aufzubauen. Und das, obwohl sie nicht mit organisierter und institutionalisierter Hilfe rechnen konnten. Sie mussten allein mit ihrem Leiden zurechtkommen. Sie schafften es.

Ich möchte meine Dankbarkeit vielen aussprechen, die mich mit ihrer Hilfe und ihrem Wohlwollen bei der Arbeit an diesem Buch unterstützt haben. Ein besonderer Dank gilt Jan Ołdakowski, dem Direktor des großartigen Museums des

Warschauer Aufstands (*Muzeum Powstania Warszawskiego, MPW*). Seit Jahren ehrt er mich durch sein Wohlwollen. Es ist schwer vorstellbar, dass dieses Buch ohne sein Mitwirken überhaupt hätte entstehen können. Ich danke ihm für seine vielfältige Hilfe und für die inspirierenden Gespräche. Für die Zusammenarbeit und die wertvollen Anregungen möchte ich mich zudem bei seinen Mitarbeitern bedanken: Dariusz Gawin, Paweł Ukielski, Tymoteusz Pruchnik, Zbigniew Osiński sowie bei anderen Personen, die Dokumente und Fotos in den Beständen des *MPW* fanden. Meinen Kollegen aus der Redaktion des Wochenblattes *Do Rzeczy* – Kamila Baranowska, Piotr Semka und Maciej Rosalak – danke ich für ihre sachlichen Anmerkungen und Worte der Ermutigung; das Gleiche gilt für Rafał Jankowski, einen Kollegen aus meiner Studienzeit im Institut für Geschichte der Universität Warschau. Frau Direktorin Hanna Radziejowska und ihren Mitarbeitern fühle ich mich zutiefst verpflichtet für die geleistete Hilfe und das mir entgegengebrachte Vertrauen. Der Leitung des Wochenblattes *Do Rzeczy* – Paweł Lisicki und Piotr Gabryel – danke ich dafür, dass sie wohlwollend ein Auge zuge-drückt haben, wenn ich allzu viel Zeit für die Arbeit an diesem Buch aufwendete, zu Lasten meiner redaktionellen Verpflichtungen.

Das Buch widme ich einer jungen Bewohnerin des heutigen Wola, der fünf-zehnjährigen Magda, meiner Tochter – mögen sie und Gleichaltrige sich immer erinnern.

Wola in der Vorkriegszeit

»Wir hatten ja keine Schuhe.«

»Westlich von Warschau, entlang der Ausfahrtstraße nach Posen, erstreckt sich der Arbeitervorort Wola, der bei den Bewohnern von Warschau keinen guten Ruf genießt« – so beginnt Dr. Mieczysław Orłowicz in seinem Reiseführer über Warschau, der in der Zwischenkriegszeit herausgegeben wurde, den Abschnitt, der Wola gewidmet ist.¹ Der Nestor der polnischen Touristik war der Meinung, dass Menschen, die die Hauptstadt besuchten, keinen Grund hätten, dorthin zu fahren. Wola wurde zusammen mit einigen anderen peripheren Stadtteilen in einem Kapitel beschrieben. Der Autor widmete ihm lediglich ein paar Sätze.

Die Ortschaft Wola lag schon immer im Schatten von Warschau, und als sie Teil der Hauptstadt wurde, blieb sie im Schatten der besseren Bezirke. Ihre Anfänge reichen in das Mittelalter zurück, als hier eine Siedlung entstand, die so hieß wie hunderte von Dörfern in Polen. Das bedeutendste Kapitel ihrer früheren Geschichte fiel in die Zeiten der Ersten Polnischen Republik, als sich auf den Feldern von Wola die *Szlachta* – so nannte man den polnischen Adel – sammelte, um den König zu wählen. Hier fand die Elektion von nicht weniger als zehn Königen statt, darunter eines solch herausragenden wie Stefan Batory, der von 1575 bis 1586 regierte. Für die Entwicklung von Wola selbst hatte dies aber keine Bedeutung. Die einzige Erinnerung an diese Ereignisse ist der Name der Siedlung Koło in Wola. Er hat seinen Ursprung im Zirkel der Ritter (»koło« ist das polnische Wort für »Kreis«), also einer Versammlung der *Szlachta*. Erst vor Kurzem wurde ein bescheidenes Denkmal aufgestellt, das auf den Ort der Wahl der Könige hinweist.

Im Zuge der Erweiterung Warschaus wurde Wola zwischen 1800 und 1916 in die Hauptstadt eingemeindet. Zweimal – während der Kościuszko-Erhebung² von 1794 und beim November-Aufstand³ 1831 – wurde der Stadtteil, wie ganz Warschau, mit Schanzen umgeben. Die Kościuszko-Erhebung beendete die Belagerung mit einem Erfolg der Verteidiger der Stadt. Im November 1831 gelang es den Polen nicht, die Hauptstadt vor den Russen zu verteidigen. Der Hauptangriff

der russischen Streitkräfte fand in Wola statt. Hier starb General Józef Sowiński, der die Verteidigung von den Schanzen, die um Wolas Pfarrkirche aufgeschüttet worden waren, befehligt hatte. Das Gotteshaus des Hl. Laurentius steht bis heute und auch die gut erhaltenen Schanzen, Zeugen des damaligen Kampfes, existieren noch. In der Fassade der Kirche sind bis heute Kanonenkugeln sichtbar, die von den Russen abgefeuert wurden.

Im 19. und 20. Jahrhundert wurde Wola zu einem Industrievorort. Es entstanden ein bis heute erhaltenes Gaswerk, eine Spinnerei und ein Straßenbahndepot, jetzt Sitz des Museums des Warschauer Aufstands. Weiterhin entstanden ein Getreidespeicher, Gerbereien, es siedelten sich die Chemiefabrik Dobrolin, das Werk Ursus, ein Werk des Glühlampenherstellers Philips, das Pharmawerk Klawe und der große Industriebetrieb der Mechanischen Werke AG Lilpop, Rau und Loewenstein an, vor dem Krieg der größte Autohersteller in Polen. Von dort kamen die Chevrolets, die nach US-amerikanischer Lizenz gefertigten beliebtesten Personenwagen im Vorkriegspolen. Auch ein Schienenfuhrpark wurde errichtet. In der Nachbarschaft befanden sich außerdem eine Gewehrfabrik und etwas weiter entfernt zwei weitere Autohersteller: ein lizenziertes Montagewerk des Konzerns General Motors und ein Hersteller der Pkw-Karosserien der Brüder Ordowski. Darüber hinaus waren in Wola hunderte kleinere Werke und Handwerksbetriebe verstreut sowie eine große Zahl an Gärtnereien. Die »Vorstadt-Krauter«, so wurden die Gärtner im Warschauer Dialekt genannt, versorgten die Stadt mit Gemüse. Während des Krieges, insbesondere während des Warschauer Aufstands, retteten Tomaten aus ihren Gärten Menschen vor dem Hungertod. Gerade die Tomaten tauchen immer wieder auf in zahlreichen Erinnerungen an die schwierigsten Tage in der Geschichte von Wola: meistens als eine Wohltat, die es ermöglichte, sowohl den Hunger, als auch Durst zu stillen, manchmal als tödliche Verführung. Während der Vertreibung aus Warschau bezahlten viele Menschen das Verlangen, sich mit den am Straßenrand wachsenden Tomaten zu stärken, mit ihrem Leben. Es reichte, wenn man sich wenige Schritte von der Kolonne entfernte, dass deutsche Wächter ohne Erbarmen die Hungrigen erschossen.

Wola assoziierte man vor dem Krieg mit Industrie, aber auch mit Armut und Arbeitslosigkeit, mit Häusern aus Holz, die vom Alter krumm und schief waren und weder Kanalisation noch Gasanschlüsse besaßen. Mit stinkenden Gossen, die sich entlang der schlecht gepflasterten Straßen zogen.

Wie manche seiner Bewohner über Wola gedacht haben, kann man in den Gedichten Edward Szymański's lesen, eines Poeten und Journalisten, der aus diesem Stadtteil stammte und 1943 im KZ Auschwitz ermordet wurde. Die revolutionären Visionen von Szymański, einem Aktivisten der Polnischen Sozialistischen Partei, erfüllten sich in keiner Weise. Das »rote« Wola zeigte sich als »weiß-rotes«, als polnisches Wola. Auch Szymański und seine Genossen wechselten die politische Richtung unter der Last der deutschen Besatzung. Wenige Monate nach seinem Tod in Auschwitz verbluteten die Soldaten der sozialistischen Einheiten (*Oddziały Wojskowe Powstańczego Pogotowia Socjalistów*, OW PPS) genauso wie die Soldaten, die von Hauptmann »Hal« geführt wurden, der mit der Nationaldemokratie (*Endecja*) sympathisierte. Und sie alle dienten einvernehmlich unter dem Befehl des *Sanacja*-Offiziers [Sanacja (»Heilung«) – die Selbstbezeichnung des Regimes in Polen in den Jahren 1926–1939, Anm. des Übers.] und Gutsbesitzers Oberst »Waligóra«.

Es ist eine Tatsache, dass die Mehrheit der Vorkriegsbewohner von Wola bescheiden lebte, viele von ihnen sogar in Armut. So zählte das Haus in der Gostyńska-Straße, wo als kleiner Junge Czesław Adamusik wohnte – einer derjenigen, die wie durch ein Wunder das Massaker von Wola überlebten –, 81 Wohnungen. Alle waren Einzimmerwohnungen. Die der Familie Adamusik hatte eine Fläche von circa zwanzig Quadratmetern und musste vier Personen beherbergen. Dort wohnten die Eltern Stanisław und Ludwika, ferner der kleine Czesław und seine sieben Jahre ältere Schwester: »In der Küche gab es einen Kohlenherd und in der Wohnung gab es einen Vorhang, der verhinderte, dass zu sehen war, was man kochte.«⁴ Nicht eine einzige Wohnung in dem Haus, in dem die Familie Adamusik lebte, hatte irgendeinen »Komfort«: »Wasser holte man im Hof; dort gab es an der Wand einen Hahn (...). Ein Klo gab es auch, der Eingang befand sich im Hof. Es erinnerte an die Klos in den Bahnhöfen.«⁵ Adamusiks Eltern lebten vom Handel auf den Basaren von Wola, meistens in Karcelak – dem Ort, der bei einer Beschreibung von Wola nicht wegzudenken ist. Es war der größte und bekannteste Markt im damaligen Warschau. Man handelte dort mit allem, und angeblich konnte man dort auch alles kaufen, einschließlich illegaler Waren, was zur Folge hatte, dass er als einer der beliebtesten Orte der Warschauer »Halbwelt« galt.

Der Arbeitersohn Waldemar Niezabitowski, Jahrgang 1929, erinnerte sich wie folgt an das Leben im Wola der Vorkriegszeit: »Ich sah solche Situationen, dass

zum Beispiel Fäkalien flossen ... auf die Straße und in den Rinnstein und der Hausmeister bewarf, bespritzte diese irgendwie mit Kalk und dann begoss er sie mit Wasser. Und so weiter. Ich habe viele arme Kinder gesehen, weil das ja der Arbeiterstadtteil war.«⁶ In der Nachbarschaft gab es nur Einzimmerwohnungen, und oft war es so, dass in jeder von ihnen zehn Personen wohnten.

»Wasser holte man von der Straße und schmutziges Wasser schüttete man in den Rinnstein, der sich vor dem Haus befand«, so erinnerte sich Weronika Tajak, Jahrgang 1932, die damals in einem Holzhaus an der Wolska-Straße lebte, schon nah der Stadtmitte, Ecke Skierniewicka-Straße.⁷ Die Familie des elfjährigen Wiesław Kępiński – eines weiteren Bewohners von Wola, der wie durch ein Wunder von den deutschen Kugeln nicht getötet wurde – lebte zusammengedrängt im Kellergeschoss in der Wolska-Straße 143, also im westlichen Randgebiet der Hauptstadt. Die Wohnung bestand aus einem Kellerraum, in der ein Eimer als Klosett diente. Kępińskis Vater war Maurer, er lebte von Gelegenheitsarbeiten. Meistens errichtete er den Unterbau der Grabplatten auf dem orthodoxen Friedhof, gleich gegenüber dem Wohnort der Familie. Die Mutter kümmerte sich um den Haushalt und den zahlreichen Nachwuchs. Die Kriegswinter verbrachten die Kinder in den eigenen vier Wänden, weil sie keine Schuhe hatten. Im Sommer liefen sie barfuß. Jahre später erzählte Kępiński von seinen Kindheitserinnerungen – die Ausflüge auf die Eisbahn, wo er ohne Schlittschuhe, sondern auf Schuhsohlen fuhr. Diese, wie sich herausstellen sollte, eingebildete Erinnerung, zerstreute sein älterer Bruder: »Wiesiu, wir hatten ja keine Schuhe.«⁸

Zivilisatorische Verbesserungen hielten in Wola in den letzten Jahren vor dem Krieg Einzug. Davon zeugen zahlreiche bis heute erhaltene Häuser mit einem für diese Zeit typischen funktionalen und einfachen Schnitt. Während des Krieges gingen Wolas Holzhäuser in Flammen auf, in vielen Fällen durch die Besitzer noch vor dem Warschauer Aufstand ausschließlich zu dem Zweck verbrannt, die Straßen für Panzer zu erweitern. Dies geschah ohne Rücksicht auf die Eigentumsverhältnisse und darauf, dass es keine Wohnungen für ausquartierte Bewohner gab. Es verschwanden auch fast alle älteren Mietshäuser; man kann deshalb heute den Eindruck gewinnen, dass Wola vor dem Krieg mit sehr ordentlichen und modernen Häusern bebaut war.

So war es nicht, doch gab es Veränderungen. Man erweiterte das Kanalisationsnetz, die Straßenbahnlinien wurden verlängert und der Magistrat baute eine Rei-

he prächtiger Schulgebäude, in denen auch heute noch unterrichtet wird. In Wola wurden einige moderne Krankenhäuser angesiedelt. Kurz vor dem Krieg erhielt die Hauptverkehrsader, die Wolska-Straße, einen modernen Belag und wurde zu einer bequemen Ausfahrtstraße. 1936 wurde an der Stelle der ehemaligen Lehmgrube ein Park angelegt, der den Namen des Generals und Invaliden erhielt, der 1831 die Verteidigung Wolas gegen die Russen geleitet hatte und einen heldenhaften Tod gestorben war. Im Józef-Sowiński-Park wurde auch das Denkmal des einbeinigen Generals aufgestellt. Das Monument überstand den Krieg und blieb bis heute erhalten.⁹

Trotz Armut und Elend überwiegen in den Berichten der Vorkriegsbewohner von Wola positive Erinnerungen. Zum Teil ist das eine verständliche nostalgische Idealisierung der Kindheit und Jugend. Aber das ist es nicht allein. In allen Erinnerungen wiederholt sich das Bild eines Ortes, an dem »sich alle kannten«. Die Autoren des einen Berichts erwähnen die Autoren der anderen als Nachbarn, Bekannte, Kollegen und Kolleginnen. Ihre Erinnerungen sind miteinander verflochten, was dem Historiker die Chance gibt, sie zu verifizieren.

Die Bevölkerung von Wola war verbunden durch verschiedene verwandtschaftliche Beziehungen. Viele Menschen hier waren miteinander verwandt oder verschwägert. Eine Familie in Wola bestand nicht nur aus Eltern und Kindern, sondern auch aus Großeltern, Onkeln, Tanten, engeren und entfernten Cousins. Diese Verhältnisse gaben den Menschen das Gefühl der Sicherheit und Vertrautheit und halfen, die Strapazen des Lebens in Armut zu bewältigen.

Die Katastrophe vom August 1944 bedeutete nicht nur ein Trauma, das aus dem Verlust der Nächsten, aus den Wunden und der Angst um das Leben resultierte, sie markierte auch das Ende einer eigenen Welt. Zum Glück waren die Familien von Wola so zahlreich und so eng miteinander befreundet, dass viele verwaiste Kinder während und nach der Vertreibung von Großmüttern, Onkeln und Tanten, die überlebt hatten, gefunden und aufgezogen wurden. Wer sich aus Leichenbergen hatte retten können, verdankte diesen starken familiären und nachbarschaftlichen Bindungen, dass er später ein einigermaßen normales Leben beginnen konnte. »Normal« bis zu einem bestimmten Grad, denn die psychischen Verwundungen lassen sich nicht ermesen. Aber die gegenseitige Hilfe machte es möglich, den Schmerz und die Erinnerung an schreckliche Erlebnisse abzumildern.

Die Stärke dieser Bindungen und die gegenseitige Solidarität können überraschen, wenn wir an die soziale Struktur von Wola denken. In der Vorkriegszeit galten diese Familien – plebejisch und manchmal sogar lumpenproletarisch – nicht immer als Vorbild für gute gegenseitige Beziehungen. Väter, die gern zu tief ins Glas schauten, Mütter, die streitsüchtige Markfrauen waren, und Kinder, die auf der Straße »erzogen« wurden, waren ein häufig anzutreffendes Bild im damaligen Wola. Aber im entscheidenden Moment erwiesen sich die verzweigten familiären Bindungen als unschätzbar wichtig. Genauso war es, als man das Leben nach der Katastrophe aufbauen wollte. Es gab keine institutionelle Hilfe für die Bewohner von Wola. Die Menschen konnten nur auf sich selber zählen. Auf die Hilfe seitens der Familie, der Verwandten und der Nachbarn, die sich sehr oft als zuverlässig erwiesen.

Krieg und Besatzung

»Wenn sie mit ihnen fertig sind, werden sie sich uns vornehmen.«

»Das war der letzte Sonntag, vier Tage vor Ausbruch des Weltkriegs. Wo konnte ich mich als leidenschaftlicher Fußballfan am letzten Sonntag vor dem Krieg aufhalten? Im »Stadion der Polnischen Armee« (heute Stadion der Legia, Anm. des Autors), beim Fußballspiel Polen – Ungarn. Die Ungarn kamen hierher, nach Warschau, als Vizeweltmeister des Jahres 1938. Das Finale haben sie gegen Italien verloren, aber trotzdem – sie waren ein Gigant. Welche Chancen hatten wir? [Die Frage war nur,] wie viele [Tore] sie schießen. Und tatsächlich, schon nach den ersten Spielminuten stand es 0:2. Der Zwischenstand blieb bis zur Pause erhalten. Die Zuschauer auf den Stehplätzen – und die Mehrheit trug bereits Uniformen, weil sie schon eingezogen war – sangen: »Noch ist Polen ...«, die Mannschaft betrat das Spielfeld und unser As Wilmowski schießt drei Tore nacheinander. Und der Sieg wird von Piątek durch einen Strafstoß besiegelt. Außergewöhnlicher Enthusiasmus und darüber hinaus eine Assoziation: Wenn wir das Spiel gegen Ungarn gewonnen haben, dann kann ein möglicher Krieg gegen Deutschland nur mit einem gleichen Ergebnis zu Ende gehen. Rückkehr nach Hause. Warschau abgedunkelt und das Warten darauf, was der Morgen bringt.«¹

So erinnerte sich Edmund Baranowski, damals ein 14-jähriger Junge aus Wola, an die Vorkriegstage. Nicht nur die Jugend in seinem Alter schaute optimistisch in die Zukunft. Optimismus war generell das Merkmal des ganzen Landes Ende der 1930er Jahre. Gdynia, das »Zentrale Industrieviertel«, neue Schulen – all dies verleitete dazu zu glauben, dass die damals verbreitete Armut allmählich und unausweichlich beseitigt würde. Während der letzten Vorkriegsjahre mit ihrer guten Wirtschaftskonjunktur, die sich besonders in der Hauptstadt zeigte, wurde dieser Glaube verstärkt. Der allgemeine Optimismus hatte zur Folge, dass die in den Schulen der Zweiten Polnischen Republik erzogenen Menschen die Meinung vertraten, dass der Krieg erfolgreich beendet würde. Die Älteren, die sich an den Großen Krieg der Jahre 1914–1918 und an den polnisch-bolschewistischen Krieg

in den Jahren 1918–1920 erinnerten, waren verängstigt, aber auch sie glaubten nicht, dass die kommende Auseinandersetzung so lange dauern und so grausam sein würde. Insbesondere für ihre Stadt und ihren Bezirk.

Die ersten Bomben auf Wola fielen schon am ersten Tag des Krieges. Die Mehrheit der Bewohner hörte nur von Weitem Explosionen und Flakgeschütze. Aber die siebenjährige Kryisia Otrębska aus der Młynarska-Straße erfuhr bereits am 1. September 1939, was Krieg bedeutet:

»Die Flugzeuge kamen angefliegen und es gab eine fürchterliche Bombardierung. Gegenüber unserem Haus, in einem schmalen Hof, stand ein einstöckiges Haus. Eine Bombe schlug in das Haus, sie zerstörte die Hälfte des Hauses.«² Eine Frau aus der Nachbarschaft warf der Druck der Explosion auf einen Baum. Damals endete alles noch mit Angst, Kratzern und dem Lachen der Nachbarn, als man die Frau mit Hilfe einer Leiter herunterholen musste.

Wenige Tage nach dem Beginn der deutschen Invasion spielte Wola die gleiche Rolle, die diesem Stadtteil bereits in den Jahren 1794 und 1831 zugefallen war. Genau auf denselben Schanzen, die einst von den Kämpfern des Generals Sowiński verteidigt wurden, nahmen die Soldaten des 40. Infanterie-Regiments »Kinder von Lemberg« ihre Stellungen ein. Als der wichtigste Ort der Verteidigung galten die alten Schanzen rund um die Kirche des Hl. Laurentius, wo einst Sowiński gestorben war. Dort brachte sich die 8. Kompanie des 40. Regiments in Position, angeführt von Oberleutnant Zdzisław Pacak-Kuźmirski.

Seinen Soldaten gelang es kaum, Gräben auszuheben, Barrikaden aufzustellen und Feuerstellungen in den benachbarten Gebäuden zu errichten, als am Samstagmorgen des 9. Septembers deutsche Panzereinheiten die Vororte von Wola erreichten. Sie trafen gleichzeitig mit den ersten Flüchtlingen ein und zermalmten deren Pferdegespanne. Die Deutschen fielen überfallartig in Warschau ein und nutzten die Flüchtlingswelle zur Verdeckung ihres Vorhabens. Der Plan ging nicht auf. Oberleutnant Pacak-Kuźmirskis Soldaten schlugen die Panzer zurück, die Flüchtlinge verstreuten sich. Die Deutschen unterschätzten die polnischen Verteidiger anfangs, als sie versuchten, Warschau schlagartig einzunehmen. In Wola erwartete sie eine unangenehme Überraschung. Oberleutnant Pacak-Kuźmirski hatte neben der Redoute, bei der die Chemie-Fabrik Dobrolin – vor dem Krieg Herstellerin der berühmtesten Schuhcreme in Polen –, Fässer mit Terpentin gefunden. Er befahl, ihren Inhalt entlang der Wolska-Straße zu verschütten. Das

Terpentin wurde in Brand gesetzt, als die deutschen Panzer darüberfuhren. Mindestens ein Dutzend von ihnen, vielleicht mehr, verbrannten.

Daraufhin wurden die Deutschen vorsichtiger. Die »Kinder von Lemberg« und andere Einheiten in Wola hielten ihre Stellungen bis zur Kapitulation am 28. September.³

Drei Wochen nachdem der erste Angriff zurückgeworfen worden war, stand Henryk Troszczyński, ein junger Bewohner der Wolska-Straße, am Straßenrand und sah zu, wie die deutsche Armee nach der polnischen Kapitulation in Warschau einmarschierte. Vorn ritt ein Offizier auf dem Pferd, es folgte die Infanterie im Gleichschritt. Hinter ihr fuhren Panzer und Panzerwagen.

»Ich war damals 16 Jahre alt und ich dachte mir, dass sie jetzt kommen, aber eines Tages werden sie gehen, wie im Jahre 1918«⁴, erinnerte er sich. Zweieinhalb Jahre später wurden Henryk Troszczyński und seine Kollegen aus dem Stadtbezirk als Soldaten der Armia Krajowa, der polnischen Heimatarmee⁵, vereidigt. Henryk nahm den Decknamen »Maurer« an.⁶ Kurz nach der Vereidigung musste er Warschau verlassen. Die Deutschen schickten Arbeiter aus dem Unternehmen, in dem er tätig war, in die besetzten sowjetischen Gebiete. Henryk war einer jener Polen, die sich in der Nähe von Smolensk aufhielten und die von der Bevölkerung dort über polnische Gefangene informiert wurden, die man im Frühjahr 1940 dort hingebracht hatte. Man ließ die Gefangenen am Bahnhof Gniezdowo aus den Wagons aussteigen. Autos fuhren sie von dort in den Wald in der Nähe des Dorfes Katyn. Der »Maurer« gab die Informationen an seine Vorgesetzten im Untergrund weiter.

Eine der ersten Veränderungen, die die Bewohner des ohnehin nicht wohlhabenden Wola zu spüren bekamen, war das unter der Besatzung einkehrende Elend. Es war nicht zu vergleichen mit der Armut der Vorkriegszeit – nun standen die Menschen am Rand des Hungertodes. Galoppierende Preiserhöhungen für Grundnahrungsmittel hatten sehr schnell zur Folge, dass die Löhne nicht einmal das Existenzminimum sichern konnten. Professor Tomasz Szarota zitiert in seinem grundlegenden Werk über den Alltag im besetzten Warschau Nachrichten aus der Spinnerei »Wola«, die im Herbst 1941 verfasst wurden: »Wenn Arbeiter

und Arbeiterinnen nicht Garn usw. gestohlen hätten, hätten sie sich zu Tode gehungert.« Das Fazit: »Es stiehlt fast die ganze Fabrik. Übrigens ist es ganz einfach zu erkennen, wer nicht stiehlt, weil diese Menschen vor Hunger in Ohnmacht fallen.«⁷ Im Dezember dieses Jahres stahlen die Mitarbeiter der Spinnerei jeden Tag um die 200 kg Garn, was zehn Prozent der Produktion ausmachte.

Als ein Beispiel dafür, wie man versuchte zurechtzukommen, kann die Familie von Mirka Grabowska dienen – eines Mädchens, das sechs Jahre alt war, als der Krieg begann. Die Grabowskis – Vater, Mutter und zwei Töchter – lebten in der Wolska-Straße 15 und damit in einem besseren, in der Nähe der Innenstadt gelegenen Teil von Wola. »Grundnahrungsmittel war das rationierte Brot. Der tägliche Laib wurde gerecht in vier Teile geteilt, dann schnitt die Mutter von ihrem Viertel eine Scheibe für sich ab und den Rest gab sie uns – Nina und mir«, erinnerte sich Mirosława Grabowska. Der Vater führte vor dem Krieg einen kleinen Betrieb, der sich auf das Asphaltieren der Straßen spezialisiert hatte, aber während des Krieges reparierte niemand Straßen, also blieb er ohne Arbeit. Die Last, die Familie zu versorgen, fiel seiner Frau zu, die Schwarzhandel betrieb und illegal Zigaretten herstellte, die die originalen Marken imitierten.⁸

Hunger und Entbehrungen hatten zur Folge, dass die Bewohner von Wola schnell lernten, dass diese Besetzung in keiner Hinsicht die gleiche sein würde wie jene nach dem Einmarsch der Deutschen in Warschau im Jahr 1915. Im Dezember 1940 begann in Wola der erste Streik im besetzten Warschau. Die Mitarbeiter des Straßenbahndepots in der Młynarska-Straße forderten eine Erhöhung der Löhne, die infolge des kriegsbedingten Preisanstiegs nicht einmal mehr das Existenzminimum sicherten. Die Reaktion der deutschen Polizei war brutal. Der Belegschaft wurde angekündigt, dass sie auf der Stelle erschossen würde, wenn sie nicht innerhalb von zehn Minuten zur Arbeit zurückkehrte.

Verhaftet wurden zwei polnische Direktoren und vier Delegierte der Arbeiterschaft. Um sie vor dem Tod zu schützen, nahm der 51-jährige Kazimierz Bem, der eigentlich gegen den Streik votiert hatte, die volle Verantwortung auf sich. Er war ein alter Aktivist der Polnischen Sozialistischen Partei, der als Mitglied der sogenannten »Kampforganisation« derselben Partei schon das zaristische Regime bekämpft hatte. 1939 organisierte er die »Arbeiter-Brigade für die Verteidigung von Warschau«, während der Besetzung gehörte er zu der konspirativen PPS-WRN [*Polska Partia Socjalistyczna Wolność-Równość-Niepodległość*, deutsch: Polnische

Sozialistische Partei Freiheit-Gleichheit-Unabhängigkeit, Anm. des Übers.]. Die Gestapo inhaftierte Bem im Pawiak, dem berüchtigten deutschen Gefängnis in Warschau, von wo aus er nach Dachau deportiert wurde. Dort starb er im April 1941. Es lässt sich nicht ausschließen, dass der Streik eine deutsche Provokation gewesen sein könnte, weil die Forderungen an die polnische Betriebsführung und die Gewerkschaften gerichtet worden waren, denen man die Vernachlässigung der Interessen der Besatzung vorwarf. Erwähnenswert ist auch, dass der eifrigste Befürworter des Streiks ein »Volksdeutscher« mit dem Namen Czepiga war, der von der Gestapo nicht verhaftet wurde.⁹ Unabhängig von dem letztgenannten Verdacht fehlte es nicht an wirklichen Ursachen für Streiks, und trotz der Gefahr der schwersten Strafen, einschließlich der Erschießung, kam es in Wola noch zu einigen weiteren Arbeitsniederlegungen. Der erste bekannte Streik, von dem nicht bekannt ist, wie er endete, fand bereits im Mai 1940 in der Metallfabrik Simplex in der Górczewska-Straße statt. Dieser Ort sollte am 5. August 1944 einer der Orte des Massakers an den Bewohnern von Wola sein. 1943 wurde in der Gewehrfabrik »Gerlach« gestreikt – überraschenderweise mit Erfolg. Die Zulagen der Arbeiter wurden um fünfzig Prozent erhöht.¹⁰

Wie überall im besetzten Polen, so organisierten auch die Mitarbeiter der in Wola ansässigen Unternehmen Sabotagemassnahmen und verlangsamten die Arbeit. Das Symbol dieses Verhaltens war eine Schildkröte, die heimlich auf Mauern und Gehwege gemalt wurde, sowie das Anbringen von Parolen wie zum Beispiel »Arbeite langsam«. In Betrieben, die direkt für die Besatzer arbeiteten, wurde Sabotage verübt, indem man absichtlich fehlerhafte Produkte herstellte. Tadeusz Bartoszewicz, Fabrikarbeiter im Philips-Werk in der Karolkowa-Straße, erinnerte sich: »Auf Anweisung des Fabrikkomitees wurde eine Sabotage-Aktion durchgeführt; sie wurde in der Abteilung initiiert, in der Radoröhren produziert wurden. Pro Woche wurden circa 5.000 Radoröhren hergestellt. »Mat« erhielt den Befehl, die Luft aus den Röhren zu entfernen. Das Ergebnis war, dass die Röhren, die getestet wurden, eine Stunde lang leuchteten. Nach einer Stunde wurden die »guten« Röhren von dem Schaltbrett weggebracht, nach zwei Stunden platzten die Röhren. (...) Eine andere Art von Sabotage wurde bei der Herstellung von Funkröhren betrieben. (...) Später nahmen wir eine immens große Präzisionsstanze in Betrieb, die aus einem einzigen Stück Metallblech eine ganze Kiste für Radiogeräte prägte. (...) Das Stanzen wurde auf folgende Weise gestoppt: Die Maschine wurde auf

der Achse montiert, es wurden Feilspäne hineingestreut, es kam zur Reibung und die Maschine blieb für einen Monat stehen, was die Produktion von Radiogeräten verzögerte.«¹¹

Die bereits erwähnten Diebstähle resultierten öfter aus Verzweiflung denn aus Demoralisierung. Ihre Folge war nicht selten der Tod. Selbst Kindern wurden wegen solcher Delikte hingerichtet. Die Polizei des Polnischen Untergrundstaates, das Staatliche Sicherheitskorps, berichtete in einer internen Chronik den folgenden Fall aus Wola vom 24. August 1942: »Um 13 Uhr wurde in der Górczewska-Straße 49 Mróz Eugeniusz, 12 Jahre alt, wohnhaft bei seinen Eltern in der Górczewska-Straße 56, von einem Bahnschutz-Polizisten wegen des Stehlens von Holz aus den Waggons erschossen.«¹² Fälle, in denen Kinder und Erwachsene durch den Bahnschutz getötet wurden, kamen häufiger vor. Während der Besatzung fehlte es dramatisch an jedem Brennmaterial, sodass es nicht verwunderlich war, dass die Bewohner aus den Bahngebieten Holz und Kohle zu stehlen versuchten. Das Bestehlen der Deutschen galt sogar als ein Akt des Patriotismus. »Einmal brachte jemand die Nachricht, dass im Haus in der Wolska-Straße Nr. 20 Butter aus einem Block günstig verkauft wird, die von einem ausgeraubten, auf dem Abstellgleis stehenden deutschen Eisenbahnwagen stammte. Das Bestehlen der Deutschen gehörte damals zu den Heldentaten. Meine Mutter schickte mich, um Butter zu kaufen, und dann sah ich, wie sie mit Vergnügen das dick beschmierte Brot aß«, erinnerte sich Mirosława Grabowska und wies dabei darauf hin, dass ihre Familie während des Krieges keine Butter aß – sie war eine extrem schwierig zu erhaltene und teure Delikatesse.

Der deutlichste Beweis dafür, dass unter der deutschen Besatzung ein menschliches Leben nichts wert war, war das Schicksal der Juden. Vor dem Krieg war in Wola der Anteil der Bewohner jüdischen Glaubens relativ gering, er betrug weniger als zehn Prozent der Population (der Durchschnitt lag in Warschau bei etwa dreißig Prozent). Aber sie waren sichtbar, präsent und gut bekannt. Die christlichen Einwohner trieben Handel mit ihnen, unterhielten gesellschaftliche Kontakte, ebenfalls kamen Mischehen und nicht selten Fälle von Konversionen der Juden zum Christentum vor. In Wola gab es einige jüdische Einrichtungen: ein Krankenhaus in Czyste [ein Teil von Wola, Anm. des Übers.],¹³ ein jüdisches Altersheim in der Górczewska-Straße,¹⁴ das berühmte Waisenhaus von Janusz Korczak in der Krochmalna-Straße (heute Jaktorowska-Straße) und ein Waisenhaus in der

Leszno-Straße, in dem während der Besetzung das St.-Lazarus-Krankenhaus untergebracht wurde.¹⁵

Eine ganze jüdische Welt ließ sich in der Nachbarschaft nieder, gleich in der Nähe von Wola. Wola bestand aus ganzen Vierteln, die von Juden bewohnt waren – von den traditionellen »Chafaćiarzy« bis hin zu der assimilierten Intelligenz und Bourgeoisie –, die in der Gęsia-, Pawia-, Zielna- und Nowolipki-Straße lebten. Gerade dank dieses Teils der Hauptstadt zählte das Vorkriegs-Warschau zu den größten jüdischen Metropolen in der Welt. Die Deutschen richteten in Warschau ein Ghetto ein, und dieses Ghetto grenzte direkt an Wola. Gleich zu Beginn der Besetzung wurden alle jüdischen Institutionen von den Deutschen in das Ghetto verlegt.

Anfangs gelangten viele Juden, vor allem Kinder, über die Mauern des Ghettos, um Lebensmittel zu ergattern. Für eine gewisse Zeit wurde das Bild von halb verhungerten Knirpsen in Wola alltäglich. »Seit der Isolierung der Juden im Ghetto sah ich fast jeden Tag Jungen, die auf unsere Seite nur durch die ihnen bekannten Schlupflöcher kamen, zum Beispiel zwängten sie sich zwischen der Ghettomauer und der Straße beim Rinnstein durch. Ich habe mehrmals gesehen, wie einer von ihnen in unser Haus kam, wegen einer Kartoffel, Zwiebel und anderem Gemüse. Natürlich kam er nicht über den Haupteingang, sondern betrat den Laden über das Hinterzimmer. Zurück ging er verstohlen über den Hof mit einem Hemd, das mit Essen ausgestopft und mit einer Schnur zugebunden war. Eines Tages, als er mit solchen Waren beladen zum Hofausgang gehen wollte, erschien wie aus heiterem Himmel Fajonsek (der Sohn der Nachbarn, der sich bereits Ende 1939 in der Uniform der Hitlerjugend zeigte). Er holte aus seinen Gürtel ein kleines Bajonett, schnitt dem verängstigten Jungen das Hemd durch, schüttete die Kartoffeln und das grüne Gemüse auf den Gehsteig, trat ihn mehrmals, drohte ihm, er solle sich hier nicht mehr blicken lassen, und warf ihn laut lachend aus dem Tor.«¹⁶ Eine solche Szene sah Andrzej Banek, 1931 geboren, als elf- oder zwölfjähriger Junge. Der erwähnte Fajonsek, dessen Eltern 1939 die Volksliste¹⁷ unterzeichneten, wohnte im selben Mietshaus und beteiligte sich später eifrig daran, Straßenrazzien zu organisieren.

Ein anderes Mal war Andrzej Zeuge, wie ein deutscher Soldat einen Passanten drangsalierete, der unrasiert war und deshalb als Jude galt. Der Deutsche befahl ihm, sich auf der Straße zu entblößen, um zu zeigen, dass er nicht beschnitten war.

»Ein anderes Mal hielt ein einfacher deutscher Soldat vor unserem Haus einen Juden an, der mit Mühe eine Karre für den Transport von Leichen vor sich herschob. Er ging die Okopowa-Straße entlang zum jüdischen Friedhof. Der Soldat verprügelte den Juden zuerst dafür, dass sein auf dem Ärmel getragenes Band mit dem Davidstern kaum sichtbar war, und dann befahl er ihm, die Klappe der Karre zu öffnen, die erste Leiche herauszunehmen (es war ein nacktes, mit Haut überzogenes Skelett), und fand zwei, zwischen die Körper hineingepresste Brotleibe! Er warf sie auf den Gehsteig und befahl, die Leiche wieder in die Karre hineinzulegen, verprügelte noch einmal den Mann, der diesen Leichenwagen führte, und befahl ihm, weiterzufahren.«¹⁸

Aus vielen Erinnerungen kann man herauslesen, dass in Wola die Überzeugung weit verbreitet war, dass die Deutschen nicht bei dem Mord an den Juden Halt machen würden: Die Polen würden das nächste Ziel der Vernichtung sein. »Wenn sie mit ihnen fertig sind, werden sie sich uns vornehmen«¹⁹ – diese Worte hörte im Frühjahr 1943 ein Bewohner von Wola, damals ein Kind, von seiner Großmutter. In diesem Jahr brach der Aufstand im Ghetto aus und der Rest von Warschau – der sogenannte »arische Teil« – sah, wie ein großer Stadtteil zerstört und verbrannt wurde. Tausende von Zeugen konnten die Ermordung der wehrlosen Bewohner des Ghettos mit ansehen.

Eine Anzahl von Juden versteckte sich bis zum Ausbruch des Warschauer Aufstands in Wola. Dies wird durch Berichte der Deutschen aus der Zeit des Aufstands bestätigt, die überrascht waren, wie viele Juden sie unter der von ihnen gefassten Zivilbevölkerung aufgriffen. Diejenigen, die damals in die Hände der Deutschen fielen, wurden auf der Stelle getötet. Einigen wenigen – vor allem Frauen – gelang es zu überleben. Eine von ihnen, eine junge Frau, war als Patientin ins Wolski-Krankenhaus gekommen und hielt sich nun dort, außerhalb des Ghettos, auf. Ihr Versteck wurde an die Deutschen verraten, sie sprang im letzten Moment aus einem Fenster im zweiten Stock. Dabei brach sie sich das Rückgrat, aber es gelang ihr, sich im Garten zu verbergen. Die Deutschen fanden sie nicht. »Arische« Freunde brachten sie ins Krankenhaus in der Płocka-Straße, wo Doktor Leon Manteuffel – einer der wichtigsten Protagonisten dieses Buches – sie operierte. Die Rekonvaleszenz dauerte viele Monate, aber die junge Frau wurde wieder halbwegs gesund. Bis zum Aufstand blieb sie im Krankenhaus, wo sie verschiedene Hilfsarbeiten verrichtete. Sie überlebte den Krieg.²⁰ Diese Frau war nicht die

einzigste Jüdin, die vom Personal des Wolski-Krankenhauses gerettet wurde. Eine der Ärztinnen, Dr. Maria Werkenthin, manipulierte massenweise Röntgenbilder, um zu beweisen, dass die behandelten Juden an Tuberkulose erkrankt seien. Die Behandlung sollte als Vorwand dienen, diese Personen aus dem Ghetto heraus zu transportieren. Doktor Werkenthin wurde im Konzentrationslager Auschwitz erschossen. Dorthin war sie nicht wegen ihrer Hilfe für die Juden deportiert worden. Sie wurde verhaftet, weil sie einen Blumenstrauß auf dem Grab eines gefallenen Untergrund-Soldaten niederlegte. Sie hätte die Volksliste unterzeichnen und so ihr Leben retten können. Sie verweigerte sich dem jedoch.

Der bereits erwähnte Fajonsek und seine Familie sind ein Beispiel für Menschen, die versucht haben, deutsche Vorfahren zu finden, um von Gnaden der Besatzer von Vorteilen zu profitieren. Gleichzeitig verweigerten viele Familien mit eindeutig deutschen Wurzeln, wie zum Beispiel die Familie Daab, die eine große Holzwerkstatt in der Skierniewicka-Straße betrieben hatte, die Aufnahme in die Volksliste. Die Mitglieder der Familie kämpften gegen die Okkupanten, und viele von ihnen – einschließlich kleiner Kinder – wurden während des Massakers von Wola ermordet. Die Unterzeichnung der Volksliste wurde allgemein – und zu Recht – als Verrat angesehen. »Volksdeutsche« dienten oft in den deutschen Hilfseinheiten. Sie ergriffen Flüchtlinge aus dem Ghetto, halfen bei Razzien und waren Spitzel der Gestapo. Manche Familie zerfiel, wenn eins ihrer Mitglieder sich in die Volksliste aufnehmen ließ. »In unserem Hause lebte Herr Hauser mit seinem Sohn und der Schwiegertochter. Kurz nachdem die Deutschen in Warschau einmarschiert waren, wurde der ältere Hauser Volksdeutscher. (...) Er profitierte von den Wohltaten der Besatzer, kaufte in den Geschäften ein, die für uns Polen unzugänglich waren. Er redete auf den Sohn und die Schwiegertochter ein, das Gleiche zu tun – vergeblich. Sohn und Schwiegertochter blieben im alten Haus. Man drohte ihnen und bedrohte sie sogar. Sie gaben nicht nach. Der Sohn sagte, dass er hier geboren und erzogen worden sei und dass er ein Pole ist. Bis zum Ende der Besatzung lebte er von der Hand in den Mund, wie wir alle« – so beschrieb eine der Anwohnerinnen der Wolska-Straße diesen ihr bekannten Fall.²¹ Es ist erwähnenswert, dass sich auf den Listen der Opfer des Massakers von Wola viele Personen mit eindeutig deutschen Namen befinden, dies betrifft insbesondere die zahlreichen Vertreter der evangelischen Konfession in Wola. Es ist bekannt, dass Volksdeutsche nicht



Markt auf dem Kercelego-Platz während der deutschen Besatzung.

erschossen wurden. Es genügte nur zu schreien, dass man »Volksdeutscher« sei, um dem Tod zu entrinnen.

Die Einwohner von Wola hatten am eigenen Leib erfahren, dass sich die Worte des populären Liedes aus der Zeit der Besetzung bewahrheiteten, wo es im zweiten Vers heißt, dass »in der Nacht der Luftangriff, am Tag die Razzia« stattfindet. Letztere verstärkten sich mit der Dauer der Besetzung und der wachsenden Nachfrage der Wirtschaft des »Dritten Reiches« an Sklavenarbeit. Der Hinweis auf die Luftangriffe bezieht sich auf die Aktionen der sowjetischen Luftwaffe, die im Jahre 1941, nur wenige Tage nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion, begann, Warschau zu bombardieren.

Mindestens zwei solcher Angriffe trafen die Bevölkerung von Wola besonders hart. »Am intensivsten bombardierte man den Arbeiterbezirk Wola, wo es die meisten der getöteten und verwundeten Opfer unter der polnischen Bevölkerung gab. (...) Am effektivsten wurde der Kercelego-Platz getroffen, wo mehr als 1.000 Stände und Buden verbrannten. Der Wert der in Kercelak verbrannten Waren wird nach heutigen Preisen auf 200 bis zu 300 Millionen Złoty geschätzt. Außerdem wurden etwa 100 Wohnhäuser zerstört oder beschädigt«, schrieb das konservative *Biuletyn Informacyjny* über den in der Nacht vom 1. auf den 2. September 1942 erfolgten Luftangriff.²² Für ein paar Wochen stiegen die Lebensmittelpreise in Warschau gewaltig an, die Folge der Vernichtung der in Kercelak illegal gelagerten Lebensmittel. Der Angriff bedeutete den Anfang vom Ende des legendären Kercelaks – eines Marktes, auf dem man alles kaufen konnte, einschließlich Waffen, gefälschter Dokumente oder lebender Läuse, deren dankbare Käufer deutsche Soldaten waren. Dank dieser kleinen Parasiten wurden Wehrmachtsoldaten in eine obligatorische zweiwöchige Quarantäne geschickt, was einen Moment friedlichen Lebens hinter der Frontlinie bedeutete. Nach dem Luftangriff begannen die Händler vom Kercelak auf die Märkte in anderen Bezirken auszuweichen. Zum Zusammenbruch des Marktes trugen kurz danach die Deutschen bei. Am 8. Oktober 1942 marschierten Soldaten und Polizisten auf, Waren wurden eingezogen und der Markt geschlossen.²³

Infolge des Luftangriffs verbrannten auch die Getreidelagerhallen der Firma Michler, neben denen das berühmte »Michler Palace« (*pałacyk Michla*) stand. Der Geruch von verbranntem Korn war noch wochenlang zu riechen. Das Grauen der Nachtangriffe wurde durch abgeworfene sogenannte »Christbäume« verstärkt, die

die Ziele beleuchteten und die – so die Erinnerungen – ein »Leichenlicht« verbreiteten. Das Schlimmste war, dass manchmal Bomben fielen, bevor die Sirenen zu heulen begannen.

Während der Besatzung gab es nicht einen Warschauer, der keine öffentliche Hinrichtungen gesehen hätte. Es begann mit der Hinrichtung von fünfzig Männern, den Gefangenen von Pawiak, an fünf Galgen, die in den äußeren Vororten Warschaus aufgestellt wurden. Einer der Galgen, an dem zehn Häftlinge starben, stand in Wola, in der Nähe des Bahnüberganges in der Mszczonowska-Straße. Der Mord war eine blinde, weil an zufällig ausgewählten Gefangenen verübte Vergeltung für die Aktion »Kranz« (*wieniec*), wie die Sprengung von Eisenbahnschienen in mehreren Orten in der Umgebung von Warschau durch Pionier-Patrouillen der Armia Krajowa genannt wurde. Am 16. Oktober 1942 hielten deutsche Gendarmen Passanten an und zwangen sie, dem Sterben der Verurteilten zuzuschauen. Einer der erzwungenen Zeugen war der zehnjährige Adam Barszczewski, dem dieses Ereignis so in Erinnerung geblieben ist: »Ein Lastwagen kam an und Gendarmen führten Verurteilte ab, deren Hände hinter dem Rücken gebunden waren. Sie stellen sie unter zwei Galgen auf und unter die Füße eine Kiste, auf die sich auf Befehl die Verurteilten stellen mussten. Einer der Gendarmen legte dem Verurteilten eine Schlinge um den Hals, der nächste Befehl bezog sich darauf, die Kiste unter den Füßen der Verurteilten wegzustoßen. Dieser Vorgang wurde von demselben Polizisten durchgeführt, der die Schlinge angelegt hatte. Kurze Zeit später konnte man nur noch die baumelnden Körper der Verurteilten sehen.« Der Galgen in der Mszczonowska-Straße überstand den Krieg und stellt heute eine traurige Erinnerung an dieses Verbrechen dar.²⁴

Im Herbst 1943 begannen die Deutschen, Gefangene und Geiseln an den belebtesten Orten von Warschau zu ermorden. Vor den Augen der Warschauer wurden Menschen erschossen, die völlig willkürlich unter den bei den Straßenrazzien Verhafteten ausgewählt wurden. Am 22. Oktober 1943 gegen zehn Uhr morgens wurde mitten in Wola, an der Ecke Młynarska- und Wolska-Straße, eine Gruppe von Gefangenen erschossen. Laut einer offiziellen deutschen Bekanntmachung handelte es sich um zehn Personen. Acht Tage später, am 30. Oktober, verloren zehn Gefangene des Pawiak ihr Leben, erschossen an der Ecke Łucka- und Towarowa-Straße.²⁵

Der herrschende Terror und die tödliche Bedrohung prägten auch das Bewusstsein kleiner Kinder. Sie waren aufmerksame Beobachter und ihr Verhalten

und ihre Spiele im Alltag spiegelten dieses Wissen wider. Ela Gremblicka, Jahrgang 1934, wohnte in der Wolska-Straße 117, in einem kleinen, ihrer Familie gehörenden Haus. Zuerst verlor sie ihren Vater, der sich vor den Deutschen verstecken musste und rechtzeitig vor der drohenden Verhaftung gewarnt worden war. Er litt an Tuberkulose und starb kurz vor dem Aufstand im Alter von 42 Jahren. Dann musste sie um die Mutter bangen, aus Angst, dass sie bei einer Razzia geschnappt und nicht mehr nach Hause zurückkehren würde. Trotz ihrer Jugend kannte Ela die Realität des Lebens im besetzten Warschau bestens: »Uns Kinder vor dem stressigen Wissen über die Aktivitäten der Besatzer in der Stadt zu schützen, war absolut unmöglich. Dementsprechend, die Realität nachbildend und mit den eigenen Ängsten kämpfend, spielten wir nicht mehr ›Räuber und Gendarm‹, sondern ›Razzien und Erschießungen‹, und mit Zinnsoldaten führten wir Vergeltungsattentate durch. Bei den Gruppenspielen wollte, als es nötig war, sich den Namen eines Staates zu geben, wirklich niemand Deutscher sein.«²⁶

Das Beispiel ihrer Familie zeigt, dass viele normale Aktivitäten die Gefahr einer Katastrophe, des Todes, bargen. Die Gremblickis, vor dem Krieg angesehen und wohlhabend, deren Oberhaupt Architekt und Bauunternehmer war, verlor im Jahr 1939 ihre Existenzgrundlage, weil die Okkupanten alle Bau- und Renovierungsarbeiten in Warschau stoppten, sogar von jenen Gebäuden, die während der Belagerung der Stadt zerstört oder beschädigt wurden. Die Familie versuchte, ihren Lebensunterhalt mit der Herstellung von selbstgebranntem Schnaps zu bestreiten, was streng verboten war, ebenso wie der Handel mit Alkohol. Einer der dramatischsten Momente in Ela Gremblickis Leben während der Besatzung spielte sich ab, als die Deutschen das Ghetto liquidierten. Eines Tages stand eine Frau vor ihrer Tür. »Diese Dame, deren Vor- und Nachnamen ich nicht kenne, mit Gesichtszügen, die keinen Zweifel an der semitischen Herkunft ließen, und mit roten Haaren, arbeitete vor dem Krieg aushilfsweise als gelernte Maschinenschreiberin im Unternehmen meines Vaters. Sie kam kurz vor der Polizeistunde zu uns, im September 1942. In einem Atemzug wollte sie uns *überzeugen*, dass dies die letzte der vorhandenen Adressen sei, dass sie mittellos sei und um Unterbringung bitte, sei es für eine Nacht!«²⁷ Die erschreckte Mutter von Ela erklärte, dass sie ihre beiden Kinder und andere Bewohner des Hauses nicht gefährden dürfe, insbesondere, weil sie bereits ohne ihren Ehemann lebte und die Polizei auf der Suche nach diesem manchmal vorbeischaue. »Aber eine solche hilflose, gejagte und verzwei-

felte Person, die um ihr Überleben kämpft, deren Schicksal am seidenen Faden hängt, hört nicht auf die logischste Argumentation, lässt nicht nach und drängt weiter.«²⁸ Die Jüdin blieb. Sie wohnte sieben Monate bei den Gremblickis, bis die Besatzungsbehörden anordneten, eine Reihe von Häusern in der Wolska-Straße abzureißen, einschließlich des Hauses Nr. 117. Die Gremblickis betrachteten dies als ein großes Unglück. Sie mussten in eine angemietete Wohnung im Zentrum der Stadt umziehen, die Jüdin kam bei einer anderen Familie unter. Ein Jahr später stellte sich heraus, dass sie nur dank dieses Umzugs überlebt hatten. Fast alle ihre Nachbarn waren am 5. August 1944 ermordet worden.

Auch Kinder wurden Zeugen von öffentlichen Hinrichtungen. Und obwohl ihnen in der Regel die Erwachsenen verbaten, hinzuschauen, und ihre Augen verdeckten, war es unmöglich, sie vor dem Wissen darüber zu schützen, was geschehen war. Als am 30. Oktober 1943 Jerzy Dudzik in eine öffentliche Hinrichtung geriet, nicht weit von seinem Haus entfernt, war er erst fünf Jahre alt: »Sirenen, Polizei-Lkw und so weiter, Razzia. Wir hielten an der Ecke von Łucka- und Towarowa-Straße im Tor eines Hauses, dort gab es Pferde, Droschken und Kutscher. Und nach einiger Zeit hörten wir Gewehrsalven und stellten fest, dass dort ein Dutzend Menschen erschossen wurde. Die Leichen waren inzwischen verschwunden, weil die Deutschen sie weggeschafft hatten, sonst ließen sie es nicht zu, die Erinnerung an diese Orte zu ehren, aber ich erinnere mich an den Anblick vom Blut, das unter dieser Wand entlangfloss und meine Mutter sagte: ›Hör mal, Jerzyk, tauche dein Taschentuch zum Andenken ein.«²⁹

Es war ein üblicher Brauch, Taschentücher in das Blut von Verurteilten einzutauchen. An den Orten der Exekutionen – solange sie die Deutschen nicht wegjagten – legten die Menschen Blumen nieder und zündeten Kerzen an. Solche Orte gab es in Wola immer mehr. Am 9. November 1943 fand eine Erschießung in der Płocka-Straße statt. Am 23. Dezember, einen Tag vor dem Heiligen Abend, verloren 43 Menschen ihr Leben, erschossen in der Górczewska-Straße 14. Zeuge dieses Mordes war Dr. Stefan Wesołowski, ein Chirurg aus dem Wolski-Krankenhaus: »Versteckt auf dem Dachboden des Krankenhauses – weil die Deutschen in die Fenster schossen, als sie dort Menschen bemerkten, die die Hinrichtung beobachteten –, sahen wir, erschrocken und erstarrt vom Schmerz, wie die Deutschen die Verurteilten an der Wand aufreichten, mit gefesselten Händen und mit Gips zugleleisterten Mündern, und sie erschossen. Die Salve des Exekutionskomman-

dos hat mir einen schmerzhaften Krampf verursacht, mir stand das Herz still. Für einen Moment schien es mir, dass ich sterbe – zusammen mit denen, die an der Wand ermordet wurden. Schwer fielen die Körper der Erschossenen. Der Offizier näherte sich ihnen und mit dem Schuh tretend prüfte er, (...) und versetzte den sich noch Bewegenden mit einem Revolver den Todesschuss. Andere Gefangene schleuderten sie, die reglosen Körper an Händen und Füßen ziehend, auf Lastwagen. Nach den Lastwagen fuhren auch die Deutschen weg. Wir waren voller Schmerz, Trauer, Erniedrigung und Hilflosigkeit und dachten: ›Wann kommt die Zeit der Rache, wann kommt der Tag, an dem Warschau den Feinden für Wawer, Pawiak, die Szucha-Allee und öffentliche Hinrichtungen heimzahlen wird?‹³⁰

Zu Silvester 1943 ermordeten die Deutschen in der Towarowa-Straße wieder mehrere Dutzend Männer. Am 13. Januar 1944 wurden erneut 40 Männer in der Górczewska-Straße 14 ermordet. Einen Monat später, am 11. Februar, wurden mehrere Dutzend Gefangene in der Wolska-Straße 79/81 getötet.³¹

Ständige Angst um das eigene Leben, das Fehlen jeglicher Regeln, mit denen es zu schützen gewesen wäre, Hetze, Erniedrigung, Unsicherheit – das waren die Gründe, warum der Ausbruch des Aufstands mit so viel Begeisterung aufgenommen wurde. Es ging nicht einmal um Rache, sondern eher um eine Rückkehr zu einem Leben ohne Angst und Terror.

Die ersten Tage des Aufstands

»Wir wollten diesen Aufstand sehr.«

Dass im besetzten Warschau ein Aufstand ausbrechen würde, war offensichtlich. Das wussten die von den Deutschen terrorisierten Warschauer. Auch die Deutschen wussten das. Beide Seiten erwarteten eine Erhebung, obwohl keiner wusste, wann sie beginnen würde. Als Ende Juni 1944 die geschlagenen deutschen Einheiten durch Warschau zogen und man in der Ferne das Grollen der nahenden Front hören konnte, wurde deutlich, dass der unvermeidliche Ausbruch immer näher rückte. Und doch wurde fast jeder am 1. August 1944 durch die Stunde »W« überrascht.

Knapp einen Tag vor dem Beginn der Erhebung, am 31. Juli 1944, heiratete Dr. Zbigniew Woźniewski, ein Arzt aus dem Wolski-Krankenhaus. Maria Gepner, seine Frau, war ebenfalls Ärztin und beim selben Arbeitgeber tätig. Das Paar wählte einen ungewöhnlichen Tag für die Trauung, einen Montag. Es gab keine Hochzeitsfeier, nur ein bescheidenes, für die Kriegszeit typisches Abendessen. Der Arzt ging wie immer am nächsten Tag zur Arbeit. Aber nicht in sein Krankenhaus, sondern in ein in einem anderen Stadtteil gelegenes *Ärztelhaus*. Nach der Arbeit schaffte er es noch, nach Hause zu kommen – er lebte im Stadtzentrum – und ein paar Worte mit seiner Frau zu wechseln, als sein Freund herbeieilte. Es war kurz nach 16 Uhr. »Heute um fünf beginnen wir die Osternacht-Feier!« [eine verschlüsselte Bezeichnung für den Ausbruch des Aufstands, Anm. des Übers.] hörte Woźniewski von diesem Freund. Sofort begann er, seine Sachen zu packen, um sich im Wolski-Krankenhaus zu melden. Er hatte nur ein paar Schritte aus dem Haus gemacht, als die ersten Schüsse zu hören waren. Der Arzt sah auf seine Uhr – es war 16.40 Uhr. Zusammen mit seiner Frau kam er – zwischen den Barrikaden hindurch und sich vor Kugeln versteckend – erst am 3. August im Krankenhaus an.¹

So wie die Eheleute Woźniewski erreichten alle Mitarbeiter das Krankenhaus – Ärzte und Hilfspersonal, Medizinstudenten und Krankenschwestern. Professor Józef Grzybowski – Chirurg und Dozent, den die Studenten »Rudy« (»Rothaari-ger«) nannten – benötigte noch mehr Zeit, um in die Płocka-Straße durchzukom-

men. Beim Ausbruch des Aufstands hielt er sich in einer Ambulanz in der Altstadt auf. Wola erreichte er am Morgen des 5. August. Wenige Stunden später verwüsteten die Deutschen das Krankenhaus und der Professor bezahlte sein Pflichtgefühl mit dem Leben.

Die Soldaten der Armia Krajowa (AK), die die Hauptlast der Kämpfe tragen sollten, erfuhren von dem geplanten Ausbruch des Aufstands im Laufe des 1. August. Meldegänger und Meldegängerinnen überbrachten den Befehl, an den angewiesenen Orten vor 17 Uhr, das heißt vor der Stunde »W«, Aufstellung zu nehmen. Den Bewohnern von Wola und allen anderen Warschauern kündigte sich der Aufstand durch Schießereien an. An vielen Orten der Hauptstadt, auch in Wola, konnte man sie bereits vor 17 Uhr hören. Die sich sammelnden Einheiten der AK waren auf Deutsche gestoßen und eröffneten das Feuer, als sie dem Kampf nicht ausweichen konnten.

Der achtzehnjährige Soldat des Bataillons »Miotła«, Zenon Włodarski, Deckname »Felek«, lebte mit seinen Eltern und Geschwistern im sogenannten »Hankiewicz-Haus« in der Wolska-Straße 129. Dieses Haus, benannt nach seinem Besitzer, existiert nicht mehr. Das weitläufige Gebäude erstreckte sich über den gesamten Abschnitt der Wolska-Straße, von der Prądyński- bis zur Ordonna-Straße: zwei Etagen, drei Gebäudeflügel und noch Haus im Hinterhof, mehr als 150 Wohneinheiten plus eine Menge kleiner Geschäfte im Erdgeschoss. Nach Berichten von Überlebenden wohnten dort um die 600 Menschen. Der Hausbesitzer, Józef Hankiewicz, war eine in Wola bekannte Persönlichkeit. Er engagierte sich in diversen sozialen Aktivitäten, die das Ziel verfolgten, die Lebensbedingungen in diesem vernachlässigten Stadtteil zu verbessern. 1944 war er sechzig Jahre alt. Seine Spur verlor sich während des Aufstands. Einige Jahre nach dem Krieg stellte das Warschauer Kreisgericht fest, dass Hankiewicz am 15. August ermordet worden war – ein formaler Befund für dienstliche Zwecke, dessen Wahrheitsgehalt nicht überprüft werden kann.

Vor der Stunde »W« war Włodarski das letzte Mal im Hankiewicz-Haus: »Zu Hause – die Mutter bereitete wie üblich das Mittagessen vor. Ich hatte einen zwei Jahre jüngeren Bruder und eine zehn Jahre jüngere Schwester. Wir setzten uns alle an den Tisch, wir aßen das Mittagessen, ich wischte mir den Mund ab, sagte nichts, stand auf und ging. Niemand fragte mich nach irgendetwas.«² Er konnte nicht wissen, was vier Tage später alle seine Nachbarn erwarten würde. »Felek«